



Carola v. Eynatten
Das Weib an der Krücke

Carola v. Eynatten
Das Weib an der Krücke
Novelle

Aus: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens,
Jahrgang 1914, Fünfter Band, Union Deutsche
Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1914

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Lovis Corinth - Die Geigenspielerin

Das Weib an der Krücke

Sie waren beide verstimmt. Vielleicht trug das Wetter die Schuld. Obgleich seit einigen Tagen die Septembermitte überschritten war, lag eine brütende, lähmende Schwüle über Wasser und Land. Matt hing das Laub an Baum und Strauch vom Geäste, die Dünen, scheinbar dem hochgelegenen Garten greifbar nahe, brannten gelb in der Sonnenglut, und die Nordsee dahinten dehnte sich grau und schwer wie dickflüssiges Blei. Kein Segel weit und breit, nicht einmal eine kreisende Möwe. So hielt sich das Wetter schon seit Tagen, nur daß die Quecksilbersäule mit jedem Tage höhere Grade zeigte und das Aussehen des Meeres immer drohender wurde.

Über eine halbe Stunde war verstrichen, ohne daß ein Wort zwischen dem Maler Franz Wels und seiner Frau Nina gewechselt wurde. Sie gähnte abwechselnd hinter der vorgehaltenen Hand, abwechselnd versetzte sie die aus himmelblauen Seidenschnüren geknüpften Hängematte in schwingende Bewegung, um sich ein wenig Kühlung zu verschaffen. Er saß mit breit aufgelegtem Ellbogen ihr zur Seite an einem Marmortischchen, eine Kanne Eislimonade vor sich, und schaute unter leicht gesenkten Wimpern hervor ins Weite, hinaus aufs Meer, dessen

Wasser hier und dort im metallischen Glanze schimmerten unter dem Überfluß an Sonnenschein.

Wieder hob sich die über den Rand der Hängematte niederhängende Hand, um ein Gähnen zu verdecken, dann endlich sagte Nina leise, matt: »Trostlos, diese Hitze!«

Ob er es wohl gehört hatte? Er blieb so regungslos wie bisher, kein Zug seines verträumten Gesichtes veränderte sich.

»Franz!«

Dieser Ruf fand so wenig ein Echo wie die Bemerkung von vorhin.

Und wieder, noch lauter: »Franz!«

Ein leises Regen wie bei einem aus tiefem Schläfe Geweckten ging durch seine Züge, dann durch seine Gestalt. Langsam drehte er ihr den Kopf zu und fragte: »Hast du etwas gesagt, Liebe?«

»Daß diese Hitze trostlos ist!« antwortete sie ungeduldig, diesmal ohne jeden Beiklang von Mattigkeit.

Wels nickte. »Ja, das ist sie. Sie wird Herr über uns, wir mögen uns noch so wehren! Seit gestern kann ich nicht einmal arbeiten, und das ist das Schlimmste!«

Seine Frau machte eine jähe, unmutige Bewegung, die ihr Ruhelager in kräftige Schwingung brachte. »Nein,« rief sie, »das Schlimmste ist die Langweile, die sich bei einer derartigen Temperatur noch härter erträgt!«

»Ich habe keine Langweile — natürlich nicht,« setzte

er rasch hinzu, wie entschuldigend. »Wenn wir von einer allbeherrschenden Idee erfüllt sind, ist und gibt sich uns alles andere, sind unsere Bedürfnisse, sind wir selber andere.«

Nina hob die Schultern. Sie sah sehr unmutig aus. Ich verstehe nicht, wie man sich und anderen zur Qual jahrelang einem Phantom nachjagen mag!« sagte sie und machte auf ihrem lustigen Lager eine halbe Wendung, die sie ihrem Manne näher brachte.

Mehr und mehr verlor sich der verträumte, versunkene Ausdruck in seinen Augen, und leise den Kopf schüttelnd antwortete er überzeugt: »Es tut mir leid, Nina, daß du so denkst, denn es ist kein Phantom, dem ich nachjage. Damals, an jenem Januarmorgen auf San Hilario, war ich sogar recht nüchtern gestimmt. Der Anblick der so zahlreich vor der Kirche versammelten Esel, die der priesterlichen Weihe warteten, interessierte mich ungemein, und ich machte zu Rudolf Leinz gerade eine Bemerkung darüber, als ein Wagen vor die Kirchtür fuhr und zwei hinzuspringende Männer voll Vorsicht und Ehrfurcht einen uralten Mann im bunten Flickermantel heraushoben und in das Gotteshaus führten. Verwundert schauten wir ihm nach, als ein wunderliebes Mädchen, halb noch ein Kind, an uns vorüberhuschte und ebenfalls in der Kirche verschwand — dicht hinter dem Greise und seinen Führern. Ich stand wie gebannt, während es mir durch den Kopf zuckte: Da — das ist deine ›Verheißung‹,

die du schon so lange suchst, ohne sie finden zu können!«

Weis seufzte tief auf, und sein Blick wollte sich ins Weite, ins Unbestimmte verlieren.

Nina aber rief ungeduldig: »Das weiß ich alles, du hast mir diese Geschichte schon dutzendmal erzählt! — Ich weiß aber auch, daß dein Vetter Leinz dir in meinem Beisein wiederholt sagte, du bildest dir diese wunderbare Erscheinung bloß ein. Mit dem armseligen Alten hätte es seine Richtigkeit, gefolgt wäre ihm aber keine Seele, und das hätten auch alle die Umstehenden bestätigt, das hättest du selbst sehen müssen, als die Leute nach beendetem Gottesdienst die Kirche wieder verließen, denn der Alte wäre allein herausgekommen, wie er hineingegangen war.«

»Das alles mag seine Richtigkeit haben — gesehen habe ich meine Verheißung aber doch, freilich nur während eines flüchtigen Augenblicks und — nie mehr wieder!« sagte der Maler bekümmert. Dann setzte er wie in jäher Entschlossenheit hinzu: »Ich werde sie aber trotz allem wiederfinden, denn ich muß es! Ich finde keine Ruhe, ehe ich mir die Verheißung von der Seele gemalt habe, ich werde auch nicht eher etwas wirklich Bedeutendes, künstlerisch Vollkommenes leisten!« «

Die junge Frau sah sehr unglücklich aus. In ihrer Sorge die Hände ineinander pressend sagte sie: »Einbildungen — nichts als Einbildungen! — Geh in dein Atelier, stelle alle die ›Verheißungen‹, die du seither versucht hast,

nebeneinander und betrachte sie ohne Vorurteil. Du wirst sehen, daß wundervolle Stücke dabei sind, denen ein besseres Los gebührte, als gegen die Wand gelehnt zu stehen. Die aus blitzdurchzuckter Nebelwand herausschwebende Verheißung ist ein Meisterwerk; das sagen alle — deine Genossen, deine alten Lehrer, die Kritiker, die Kunstkenner von Ruf. Sie würde dich in die vorderste Reihe der Maler stellen, könntest du dich entschließen, sie fertig zu malen!«

Nina hatte sich so heiß geredet, daß sie die äußere Hitze im Augenblick nicht mehr empfand. Ihr Mann mußte zur Einsicht gebracht, mußte überzeugt werden. Bei ihrer gegenwärtigen Lebensweise ging er künstlerisch zugrunde, und sie — sie hielt es einfach nicht mehr aus, kein Jahr, kein Vierteljahr mehr. Diese Langweile, diese öde um sie, das Verlangen nach der Welt, nach Verkehr mit gebildeten Menschen tötete sie, so übermächtig war es schon!

Er hatte eine Weile still vor sich hin geschaut, jetzt erwiderte er melancholisch: »Es mag ja sein, daß unter den Entwürfen manches Gute vertreten ist, für mich aber sind sie alle Stümperwerk, denn sie bleiben meilenweit hinter dem zurück, was ich will, was mir vorschwebt, was ich oft greifen zu können glaube und doch weder aufs Papier noch auf die Leinwand bringe!«

Eine solche Erregung war über die junge Frau gekommen, daß jeder Nerv in ihr hüpfte, sie sich erst

beruhigen, sammeln mußte, ehe sie wieder sprechen konnte. Und als es so weit war, sagte sie sanft und überredend: »Sei doch vernünftig, Franz, überlege und sage dir dann selbst, ob es so bleiben kann!«

»Sobald ich sie gefunden habe, wird es anders werden, eher nicht!« versetzte er hartnäckig.

»Hör mich doch nur an —«

»Jedes Wort ist überflüssig, ich ändere nichts, ich weiche, ich ruhe nicht, bis ich am Ziele bin, bis meine Verheißung so vor mir auf der Leinwand steht, wie ich sie vor mir sehe!«

»Denk doch an deinen Künstlerruf! Du kommst ja in Vergessenheit, alle Mühen, alle Arbeit deiner früheren Jahre gehen dir verloren, spielst du fortgesetzt den Einsiedler!«

»Um mich ist dir's ja gar nicht zu tun — nur um dich! Nach München möchtest du wieder, dich feiern lassen — das ist's!«

Mit einem Ruck schwang sich die junge Frau aus der Hängematte und stand vor dem Tischchen. »Dieser Vorwurf ist ungerecht! Ich habe dir zur Genüge bewiesen, denke ich, daß ich auf das Gefeiertwerden verzichten kann. Wenn es aber auch so wäre, dürftest du, dürfte irgendwer es mir verargen? Ich bin noch keine fünfundzwanzig, ich bin weltgewöhnt, ich bin Künstlerin so gut, wie du Künstler bist, dennoch habe ich seit zwei Jahren auf alle Gaben, die mir die Welt bietet, verzichtet

und mich mit dir, um deinetwillen in dieser Einsamkeit begraben. Für einen einzigen Winter wollten wir München verlassen —«

»Voraussichtlich, habe ich damals gesagt — voraussichtlich!«

»Bitte, bis April wollten wir in Nervi bleiben, dann vielleicht noch für etliche Monate in Rom — so hast du gesagt! — Und Rom, das wäre auch etwas gewesen. Wir sind aber nicht nach Rom gegangen. Wir gingen von dem gräßlichen Nervi direkt nach Tirol, weil du dich nach der ›erhabenen Ruhe‹ des Hochgebirges sehntest, und dort haben wir uns in einem unter Schnee und Eis versunkenen Einödhof eingerichtet. Nach der öde des Klausentales begann die noch trostlosere Strandidylle, die wir heute noch genießen —«

»Im November nimmt auch sie ein Ende.«

»Gott sei Dank!«

»Ich will es dann noch einen Winter mit Nervi versuchen und dann —«

Nina ließ ihn nicht ausreden. Entschieden erklärte sie: »Da tue ich nicht mehr mit, Franz! Wieder den ganzen Tag allein in einem frostigen Hotelzimmer oder unten an der Marina sitzen, während du von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang deiner ›Verheißung‹ nachläufst, die sich nirgends wiederfindet, weil sie niemals existierte — nein, dazu bringst du mich nicht!«

Des Malers Züge verfinsterten sich wie unter einem

schweren Wolkenschatten. Aber ruhig, als wäre es so selbstverständlich, sagte er: »Halte das, wie du willst. Ich zwinge dich nicht zum Mitgehen, wenn dir's widerstrebt, obgleich ich das volle Recht hätte —«

»Bitte, das hast du nicht, denn du wußtest, daß eine Geigenkünstlerin in der Welt leben muß. Und ich habe mir zudem die fernere Ausübung meiner Kunst vorbehalten. Woher also willst du das Recht nehmen, mich daran zu hindern?«

»Laß das! Es ist zwecklos, sich um Nebendinge zu zanken. Ich gehe unter allen Umständen wieder nach Nervi. Vorige Woche war ich in drei einander folgenden Nächten dort, und jedesmal habe ich das Mädchen von San Hilario genau so wiedergesehen wie damals —«

»Aber, Franz, das ist doch krasser Aberglaube!« rief Nina entsetzt.

Lässig hob er die Schultern. »Mag sein. Ich habe aber auch noch mehr im Traum erschaut in den drei aufeinander folgenden Nächten. Daß ich nach Nervi gehe, steht also fest — du aber kannst meinetwegen für den nächsten Winter nach München oder wohin du sonst willst. Im Frühling zeigt sich's dann, was ich weiter tue. — Bist du damit einverstanden?«

Die Augen der jungen Frau waren immer weiter, ihre Züge waren immer bleicher geworden. Er sah es nicht, er schaute wieder hinaus aufs Meer.

Alles hätte sie erwartet — alles, nur das Angebot einer

Trennung nicht. Sie zauderte mit der Entscheidung. Die Großstadt, das Leben lockten mächtig, Nervi grinste sie an wie eine Fratze aus hohlen, leeren Augenhöhlen — aber es ist nicht leicht, ein Band zu lockern, das fürs Leben geknüpft wurde. Sie hatte die Empfindung, daß ihr Mann sie vor eine schwerwiegende, folgenreiche Entscheidung gestellt habe. Dann stand auch der Trotz auf. Wenn ihm nichts an der Trennung lag, wenn er nur an sich und seine persönlichen Interessen dachte, wenn er vielleicht lieber allein —

»Ich bin einverstanden, ich gehe nach München!« erklärte sie fest.

Wels nickte. »Gut. Willst du gleich gehen oder warten bis nach Vollendung meiner angefangenen Bilder?«

»Wie es dir lieber ist.«

»Mir ist's gleichgültig. Ich überlasse es dir, zu bestimmen.«

Wieder zögerte Nina, dann sagte sie: »Ich warte.«

»Gut. Es wird aber wahrscheinlich November werden, bis ich zum Aufbruch bereit bin.«

»Habe ich hier so lange ausgehalten, so halte ich's auch noch ein paar Wochen länger aus.«

»Wie du willst,« erwiderte er aufstehend. »Das übrige zu besprechen und zu regeln, bleibt uns noch lange Zeit.«

Damit wendete er sich und ging dem Hause zu, in dem er verschwand.

Nina Wels warf sich wieder in die Hängematte — so

ungestüm, daß sie eine ganze Weile heftig schwang. Eine tiefe, eine brennende Bitterkeit quoll in ihr auf.

Franz sah, dachte und fühlte seit zwei Jahren nichts als seine Verheißung, die ein ewiger Traum zu bleiben drohte. Dieser Egoist! Ob sie sich in Langweile, in Sehnsucht verzehrte, ob sie in dieser ihr aufgezwungenen trostlosen Einsamkeit als Künstlerin zugrunde ging, dafür hatte er keinen Gedanken übriggehabt, nicht einen einzigen! Es war empörend — empörend!

Und sie redete sich so hinein in ihre Bitterkeit, daß das erst nur Gedachte sich in Gefühle umsetzte, die sie bis zur Unempfindlichkeit gegen alles Äußerliche beherrschten.

Wer ihr diese Wendung vorhergesagt hätte, als sie, die rasch der Ruhmeshöhe entgegengehende junge Künstlerin, dem preisgekrönten Maler der gen Himmel schwebenden »Sehnsucht« zum Altar gefolgt war! Wer es ihr vorhergesagt hätte!

Als wäre es erst vor wenigen Wochen gewesen, so deutlich stand der Tag vor ihr, an dem sie ihn zum ersten Male gesehen, und der sie sofort zu seiner Braut gemacht hatte. Es war der Mittag nach ihrem zweiten Münchener Konzert gewesen, als er vor sie hin getreten war und ohne jede Einleitung ernst und schlicht gefragt hatte: »Nina Brückner, Sie sind für mich die Erfüllung des Frauenideals, Sie sind die Künstlerin mit der echt weiblichen Seele — wollen Sie meine Frau werden? —

Meine ›Sehnsucht‹ — sie ist der Ausdruck der in mir webenden — hat mich zum bekannten Maler gemacht, meine ›Verheißung‹ wird mich zum berühmten machen. Sie ist zwar bis jetzt nur ein mich umschwebender Traum, aber sie wird Wirklichkeit werden. Ob in einem, ob in zwei, ob erst in zehn Jahren bleibt sich gleich, denn mein Onkel, der Großindustrielle Edelmeyer in Nürnberg, bewilligt mir mit meiner Verheiratung eine Jahresrente von zwölftausend Mark. Davon läßt sich's leben. Auch habe ich selbst ein kleines Kapital und verdiene schon jetzt ein paar tausend — wollen Sie also?«

Und sie hatte, fortgerissen von den Impulsen des Augenblicks, fortgerissen von ihrer Bewunderung für seine »Sehnsucht«, geantwortet: »Ich will es, Franz Weis! Nur will ich nicht, daß Sie sich an mich binden, ohne mich zu kennen. Wir wollen uns in einem halben Jahr verloben.«

»Nein, heute noch soll es geschehen. Ich habe Sie gestern spielen hören, und Ihre Geige hat mir gesagt, daß in Ihnen alles wohnt, was gut ist auf Erden.«

So war sie seine Braut geworden, wenige Stunden nachdem er zu ihr gekommen, und keine Sorge für die Zukunft war in ihr wach geworden, kein Zweifel an ihm, kein Zweifel am Glück. Wer die Sehnsucht so groß, so edel darzustellen wußte, war noch mehr als ein guter Mensch!

Drei Monate später hatte sie an einem Samstag die von

Neugierigen dicht besetzte Frauenkirche an seinem Arm als sein Weib verlassen, und diesem Gange war ein Jahr brausenden Glücks gefolgt.

Sie hatten es in München verlebt unter mancherlei künstlerischen Erfolgen, unter unermüdlicher Arbeit, unter unermüdlichem Streben.

»Daß ihr beide euch gefunden habt, ist ein großes Glück — besonders für Franz!« hatte Onkel Edelmeyer allemal gesagt, wenn er zu ihnen nach der Residenz und wenn sie zu ihm nach Nürnberg gekommen waren.

Als aber das zweite Weihnachtsfest, das sie als Mann und Frau begingen, herankam, da hatte ihn die Erinnerung an das »Mädchen von San Hilario«, da hatte ihn auch die unbezwingliche Italiensehnsucht gepackt, die dem Germanen unausrottbar im Blute liegt — da hatte er nicht geruht, bis sie eingewilligt, das traute Fest auf fremdem Boden mit ihm zu feiern. Wochenlang hatte er ihr vorgeschwärmt von dem Zauber Nervis, vom Zauber der ligurischen Küste, die sich unermesslich dehnt in ihrer tiefen und doch kristallklaren Bläue, daß sie schließlich freudig gegangen war — ihrem Elend entgegen.

Die Festtage waren ihre letzten Glückstage gewesen, dann hatte die atemlose Jagd nach dem »Mädchen von San Hilario« begonnen, dann hatte sich der Raum, den sie im Leben ihres Mannes einnahm, von Tag zu Tag enger zusammengezogen. Heute nun stand sie vor der Trennung

von ihm. Nur vor einer zeitweiligen, aber es konnte doch nie wieder so zwischen ihnen werden, wie es gewesen war! —

Gegen Abend wurde die Schwüle noch unerträglicher, obgleich der Himmel allmählich die Farbe des Meeres angenommen hatte, die Sonne hinter dichten Dunstschleiern in die Flut sank. Nina, hingegenommen von ihren Gedanken und gärenden Gefühlen, empfand es nicht. Sie schaukelte lässig weiter in ihrer Hängematte, ankämpfend gegen das heiße Naß, das sich unter ihren dunklen Wimpern hervordrängen wollte.

Erst als die Dämmerung stärker wurde, suchte auch sie das Haus auf.

Ninas Zimmer, die gemeinschaftlichen Wohnräume und die Wirtschaftselasse befanden sich im Erdgeschoße, der obere Stock und die ihm als Atelier dienende Giebelstube waren Wels allein überlassen. Er wollte ganz ungestört sein, niemand sehen noch hören, wenn er nicht selbst Gesellschaft suchte.

In ihrem Studio, wie sie das neben dem Schlafzimmer liegende Gemach nannte, war es erstickend heiß, und ihr erster Weg führte nach den einander gegenüberliegenden Fenstern, deren eines der See, deren anderes dem Lande zugekehrt war. Weit schlug sie beide zurück, so daß ein Lufthauch kühlend den Raum durchzog, sie doch wieder atmen konnte. Heute, unter dem Doppeldruck der Gemütsverstimmung und der großen Hitze, heute, wo ihr

zumute war, als hätte sie jemand sehr, sehr Liebes begraben, war ihr der Atem ohnehin beengt.

Dann trat sie an ein Hängeschränkchen an der Wand und holte ihre Geige heraus, ein unscheinbares Instrument im schlichten, gebrauchsschwarzen Holzgehäuse und doch Tausende wert, denn es war eine Alt-Cremoneser Geige. Zärtlich betrachtete sie die treue Freundin, die sie so lange nicht mehr beachtet hatte aus Rücksicht für ihren Mann, den jeder Laut in der Umgebung des Hauses störte und verdroß.

Jetzt konnte sie nicht anders, jetzt mußte sie sie hervorholen und in der Zwiesprache mit ihr dem Ausdruck geben, was in ihr wogte und nagte.

Ob sie wohl noch spielen konnte wie sonst, oder ob ihre Kunst gelitten hatte in dieser öden Dünen- und Wasserwildnis? Eine jähe Angst befiel sie. Am offenen Fenster stehend, führte sie den Bogen fast zaghaft prüfend über die leise erklingenden Saiten.

Es ging noch!

Bald quollen die Töne wie Perlen unter dem wieder fest und sicher geführten Strich — ihre Geige hatte das Klagen und Weinen, das Singen und Jauchzen noch nicht verlernt, der Bogen gehorchte ihrem Willen wie zuvor, wie in ihrer besten Zeit.

Sich selbst vergessend, spielte und spielte sie, spielte sie sich die Ruhe, spielte sie sich ein neues Hoffen in die gequälte Seele hinein.

Brausend flog ein Windstoß um das Bohlenhaus, rüttelte in zügelloser Wut an Türen und Fenstern, ein wilder Vorreiter des heraufsteigenden Kampfes der Elemente. Nina hörte, fühlte ihn nicht. Blitze schossen über den Himmel, der Donner mischte sich mit dem Brausen und Heulen der vom Sturm aufgepeitschten Fluten zu einer erschütternden Sinfonie. Nina achtete nicht darauf. Die Geige jauchzte, triumphierte hinein in den Aufruhr der Natur, als könnte sie ihn mit ihrem Singen und Klingen meistern, übertönen.

Ihre Kunst wenigstens besaß sie noch und mit ihr auch ein gut Teil Glück! —

Und sie war es auch nicht, die das Gespenst herbeigerufen, das heute zwischen sie und Franz getreten. Vielleicht hatte er es ebensowenig gerufen, war es von selbst gekommen. Daß sie endlich ungeduldig geworden, daß sie sich nach dem Klausnerleben, das hinter ihr lag, geweigert hatte, nochmals nach Nervi zu gehen, konnte ihr wirklich nicht angerechnet werden.

An diesem Abend sah sie ihren Mann nicht mehr. Wie so oft in letzter Zeit ließ er sich die Mahlzeit in seine Arbeitsräume hinaufbringen, in denen er auch die Nacht auf einem Schlafdiwan zubrachte. Das war ebenfalls nichts Neues, also ohne tiefere Bedeutung. Es geschah allemal, wenn eine Idee sich zu fester Gestalt verdichten wollte und er jede Ablenkung scheute.

Am anderen Morgen kam er zum Frühstück herunter,

und seine ersten Worte waren: »Du hast gestern abend wundervoll gespielt, Nina.«

Sie errötete vor Vergnügen.

Er aber fuhr fort: »Willst du mir einen Gefallen tun, so spiele jeden Abend um die Zeit wie gestern. Es erleichtert mir das geistige Gestalten.«

Von da ab spielte Nina Abend für Abend, und als es zu kühl wurde, um am offenen Fenster den Bogen zu führen, öffnete sie die Tür nach dem Vorraum, wie Wels es oben in seinem Atelier tat.

Dieses Spielen und dieses Lauschen war aber so ziemlich die einzige Beziehung zwischen ihr und ihm. Sie sahen sich selten, höchstens bei Tische, und wenn er zu den Mahlzeiten im Eßzimmer erschien, war er fast stets wortkarg, in sich versunken und hielt sich selten lange unten auf. Von seinen Winterplänen sprach er so wenig, als er nach den ihrigen fragte, und auch über sein künstlerisches Schaffen äußerte er sich nicht. Sie wußte nicht einmal, was ihn gegenwärtig beschäftigte, woran er arbeitete, bis sie eines Tages sich danach erkundigte.

»An meiner ›Verheißung‹ natürlich, und ich glaube, so nahe wie diesmal bin ich dem mir vorschwebenden Bilde noch nie gekommen,« erwiderte er.

»Wie mich das freut!« rief Nina voll Wärme. »Komm mit hinauf,« forderte Wels sie auf. »Das Bild ist zwar noch nicht fertig, aber was noch fehlt, sind Kleinigkeiten, deren Mangel weiter nicht stört.«

Die junge Frau blieb auf der Schwelle überrascht stehen. Alle Staffeleien waren besetzt mit mehr oder minder vorgeschrittenen Gemälden, und an den Wänden hingen mehrere vollendete, die ihr gleichfalls fremd waren. Er mußte sehr — sehr fleißig gewesen sein in der letzten Zeit.

»So habe ich wenigstens nicht umsonst in dieser Einsamkeit vegetiert!« dachte sie ehrlich erfreut.

Während ihre Augen langsam den beinahe saalartigen Raum durchliefen, den der Maler sich durch das Niederlegen zweier der hölzernen Zwischenwände geschaffen, hatte er eine gewaltige Doppelstaffelei, auf der eine Leinwand von mehreren Quadratmetern stand, vorsichtig herumgeschoben, so daß das volle Licht auf die bemalte Fläche fiel, und nun wies er seiner Frau einen Platz an, von dem aus sie sein Werk besichtigen sollte. Eine feine Röte floß über ihr ausdrucksvolles Gesicht, als sie stumm, mit verschlungenen Händen davorstand, und in ihren dunklen Augen leuchtete freudige Bewunderung auf.

Dann wendete sie sich zu Wels und sagte strahlend, lebhaft bewegt: »Franz, diese auf goldig durchleuchteter Wolke erdenwärts schwebende ›Verheißung‹ übertrifft deine berühmte ›Sehnsucht‹ noch bei weitem! — Dieses Werk wird dich unter die größten Meister deiner Kunst reihen!«

Der Schimmer eines Lächelns ging über seine

bleichen, ernsten Züge, und er sagte leise: »Kleine Enthusiastin! Wenn nicht ich das Bild gemalt hätte, würdest du viel nüchterner und richtiger urteilen!«

»Du bist doch nicht unzufrieden damit?« rief sie fast angstvoll.

»Ja und nein. Es ist kein erstklassiges Meisterwerk nach meiner Schätzung, aber es ist ein gutes Bild. Das aber, was ich will, was vor mir steht, ist es jedenfalls noch immer nicht, und solange mir seine Verwirklichung nicht gelungen ist, werde ich immer wieder von vorne anfangen,« erwiderte er.

»So soll auch diese ›Verheißung‹ in eine Ecke wandern?« fragte Nina bekümmert.

»Höchst wahrscheinlich wird das ihr Los sein.«

Nina sah bitter enttäuscht und unglücklich aus. Ihres Mannes fixe Idee schien unheilbar — er ging noch zugrunde an ihr.

Er aber, als hätte er erraten, was sie dachte, was in ihr vorging, versetzte: »Heute hältst du mich für einen Narren — ich hoffe jedoch, es wird ein Tag kommen, an dem du dich freust, daß ich deiner Versucherstimme kein Gehör gegeben habe.«

Nina sah nicht aus, als ob sie daran glaubte.

»Du bist doch auch nie vors Publikum getreten, ehe du die zum Vortrag gewählten Stücke nicht so spielen konntest, daß du vollständig zufrieden mit dir warst!«

»Gewiß nicht, nur war ich nicht so anspruchsvoll,«

antwortete sie.

»Hm!«

»Auch du warst es früher nicht, Franz, sonst hättest du nicht die ›Sehnsucht‹ hinausgehen lassen, die, so schön sie ist, doch nicht heranreicht an dieses überwältigende Bild.«

»Damals war ich drei oder vier Jahre jünger, als ich heute bin. Die Leistungen müssen mit den Jahren steigen. Zudem kann ich nicht anders, ich muß suchen — suchen und versuchen. Es zwingt mich dazu, es ist stärker als ich! Die Kunst ist keine Magd, die uns dient — sie ist eine absolute Herrscherin, die uns zertritt, sind wir ihr nicht blind untertan.«

Nina, die ihren Mann während dieser Rede nicht aus den Augen gelassen, erschrak über sein Aussehen, über die seltsame, die beinahe fanatische Glut seiner Augen. Wenn er so weitermachte, verzehrte er sich in dem Ringen um etwas, das wohl unerreichbar war. Sie schwieg aber, sie schwieg aus der Überzeugung heraus, daß jedes weitere Wort verloren wäre, ihn bloß aufregen würde.

So trat sie ohne eine Bemerkung vor die übrigen, ihr noch unbekanntes Gemälde ihres Mannes, die alle die sichere Hand des Meisters, den edlen Charakter zeigten, der alle seine Werke auszeichnete.

»Eines so schön wie das andere!« sagte sie endlich halblaut, mehr zu sich als zu ihm.

»Lückenbüßer — Alltagskitsch, wie er von Tausenden fabriziert wird! Ich habe sie nur gemalt, um wieder einmal genannt zu werden, ein paar Bilder zu verkaufen,« sagte er abweisend.

Über eine Stunde hatte der Besuch im Atelier gedauert, und als Nina ging, sagte Wels: »Heute und morgen arbeite ich noch, dann geht's ans Packen.«

»Und an die Trennung!« setzte sie in Gedanken hinzu.

Am anderen Tag stieg sie ungerufen in den oberen Stock hinauf und leistete Wels stillschweigend Gehilfendienste beim Einpacken, die ebenso schweigend angenommen wurden.

Dabei besserte sich aber seine Stimmung sichtlich. Er nahm an den Mahlzeiten wieder regelmäßig teil, begleitete seine Frau bei ihren gewohnten Spaziergängen am Strand, und des Abends saßen sie zusammen in dem behaglichen Wohnzimmerchen im Kajütenstil. Dann holte Nina ihre Geige, oder Wels plauderte von Nervi und von seinem Verlangen, die ihm so liebe Stätte wiederzusehen, wieder hinauszuschauen auf die saphirblauen Fluten des Ligurischen Meeres, wieder unter Ölbäumen und Palmen zu sitzen.

Nichts aber in seinen Äußerungen ließ erkennen, ob er noch mit einer längeren Trennung von ihr rechnete, ob er diesen Gedanken aufgegeben oder ob er die ganze Sache vergessen hatte. —

Das Packen der Bilder, der Geräte und der vielen präparierten Seetiere, die der Maler im Laufe der Zeit gekauft hatte, war eine heikle Arbeit und nahm länger in Anspruch, als er gedacht hatte. Dann kam noch die Übergabe des Hauses an den Bevollmächtigten des Besitzers, eines Handelskapitäns, und an einem trüben, feuchten Novembermorgen stand endlich der Wagen vor der Tür, der das Ehepaar nach der Bahnstation bringen sollte.

Nina stand reisefertig im Eßzimmer, und Wels legte eine zierliche Briefftasche von Schlangenhaut vor sie auf den Tisch.

»Nimm das,« sagte er. »Es sind tausend Mark drinnen. Bis zum Ersten wirst du mit ihnen auskommen, denke ich. Unsere Münchener Wohnung ist ja mit allem Nötigen so reichlich versehen, daß du nicht viel anzuschaffen haben wirst, und bis Frankfurt am Main geht die Reise auf meine Kosten.«

Also doch Trennung!

Nina schob die Briefftasche zurück und sagte leise: »Danke — es ist überflüssig. Du weißt, meine Ersparnisse und mein Erbe liegen auf der Bank und bilden ein sehr anständiges Kapital.«

Er aber wiederholte: »Nimm! Ich will nicht, daß meine Frau aus ihrer Tasche lebt. Du erhältst jeden Monat fünfhundert Mark.«

»Es ist nicht nötig —«

»Bitte!« fiel er ihr mit einer abschließenden Gebärde ins Wort.

Die junge Frau fügte sich. Als aber der Wagen schon seit einer längeren Weile die nasse Landstraße entlang fuhr, begann sie doch nochmals: »Getrennt von dir, ist es mir peinlich, von deinem Gelde zu leben, Franz. Nicht deinetwegen, mir ist's um Onkel Karl. Er hat seine eigenen Ansichten und wird es höchst unpassend finden, daß wir für einen ganzen Winter auseinander gehen.«

»Das kommt anderswo auch vor. Ich werde ihm die erforderlichen Erklärungen geben.«

»Er wird sie nicht gelten lassen, und nach allem, was er für uns tut, schulden wir ihm große Rücksicht. — Du willst aber wohl jedenfalls lieber allein nach Nervi gehen?«

Man hörte die schwere Überwindung, die diese Frage sie kostete.

»Ja,« antwortete er ruhig, »mir ist's lieber, wenn du's bei den Bestimmungen bewenden läßt, die wir getroffen haben. Ich werde tagelang, mitunter vielleicht wochenlang von Nervi abwesend sein, und es wäre mir Peinlich, dich allein dort zu wissen. Begleiten aber könntest du mich auf den Streifereien, wie ich sie vorhabe, auch nicht.«

»Gut,« sagte Nina mit einem stolzen Neigen ihres Kopfes, »für mich ist München natürlich weit angenehmer.«

»Das denke ich auch.«

Sie war tief verletzt. Wie töricht, daß sie ihm wenigstens indirekt ihre Begleitung angeboten hatte! Er wünschte sie doch gar nicht, er wollte allein sein — und sie hätte das wissen können, wissen müssen.

Nun, er sollte seinen Willen haben, sie war sogar jetzt zu einer dauernden Trennung bereit! Als Künstlerin konnte sie ihr nur vorteilhaft sein!



Der Winter war rasch vergangen, war schon bis in die letzte Faschingswoche vorgerückt. Wenige Wochen noch, dann brach der Frühling an, wenigstens der Kalenderfrühling.

Als sie das überdachte, saß Nina Wels im Ankleidezimmer ihrer eleganten Münchener Wohnung und ließ sich von einem Friseur den hübschen, edel geformten Kopf in ein Medusenhaupt verwandeln. Heute hielten die Münchener Künstler ihr großes Maskenfest ab, zu dem auch sie geladen war. Sie wollte als Medusa erscheinen in einem weißen Griechengewand von Leinenbatist, von dessen Gürtel sich einige Dutzend Schlangen bis an den breiten Purpursaum niederringelten.

Sie hatte sich sehr gut abgefunden mit ihrer Strohwitwenschaft. Über die erste, die schwerste Zeit hatten ihr die Verstimmung über die ihr widerfahrene

Kränkung, über ihres Mannes Gleichgültigkeit und der enthusiastische Empfang hinweggeholfen, den ihre Freunde, den die Münchener Gesellschaft ihr bereitet hatten. Dann waren die Gewohnheit gekommen und die Zerstreungen eines sehr lebhaften Verkehrs. Sie war in die Fluten des gesellschaftlichen Treibens viel tiefer hineingezogen worden, als sie gewollt hatte. Sie verbrachte nur selten einmal einen Abend allein daheim. Auch öffentlich gespielt hatte sie schon zweimal, freilich nur in Wohltätigkeitskonzerten größten Stiles. Das schadete aber nicht. Mit dem Verdienen hatte sie es nicht eilig, und der Erfolg war nicht ausgeblieben. Die Zuhörerschaft und die Presse hatten ihre Darbietungen mit ungeteilter Begeisterung aufgenommen. Wo sie sich zeigte, wurde sie noch eifriger, noch stürmischer umdrängt, umschmeichelt, umworben als vor ihrer Verheiratung. Ihrer Kunst und deren Wirkung auf die Gemüter, ihrer gesellschaftlichen Stellung war sie sicher, und das war gut, denn ihr Mann strebte offenbar nach der Wiedererlangung seiner Freiheit, und sie mochte nicht lebenslang seine Pensionärin sein. Auf eigenen Füßen wollte sie stehen, selbständig nach jeder Richtung, und ihre dreijährige Ehegemeinschaft mit Franz Wels als eine Episode betrachten, die nur kurze Zeit ein flammendes Licht in ihr Leben getragen hatte.

Sie wußte sehr wenig von ihrem Manne. Briefe hatte sie ganze drei erhalten, die zwar einige Seiten lang

waren, doch so wenig enthielten wie seine zweimal in der Woche pünktlich eintreffenden Ansichtskarten, die sie regelmäßig, aber ebenso kurz beantwortete. Es ginge ihm gut, er sei zufrieden und arbeite sehr viel, das war der ganze Inhalt seiner Mitteilungen. Das war auch alles, was sie wußte, freilich nicht alles, was sie vermutete. Denn sie las zwischen den Zeilen, daß er sich in der gehobensten Stimmung befand, und sie schloß daraus, daß er sich seines Alleinseins freute. Seit etwa zehn Tagen vermutete sie auch, daß er allein zu bleiben, die zeitweilige Trennung in eine dauernde zu wandeln wünschte.

Das kam so.

Der Impresario Robitschek hatte ihr vor einigen Wochen eine sommerliche Konzertreise durch die deutschen und österreichischen Alpenländer vorgeschlagen, und ihr Mann ließ ihr freie Hand. Ohne seiner ferneren Pläne nur andeutungsweise zu gedenken, hatte er ihr geschrieben: »Auch mir erscheint Robitscheks Angebot äußerst vorteilhaft, und ich bitte dich in dieser Angelegenheit, unbekümmert um mich, nur deinen persönlichen Wünschen zu folgen. Ich will und kann mich dir nicht hemmend in den Weg stellen. Handle, als wärest du nicht verheiratet, und sei versichert, daß ich mich über deine zweifellos großen Erfolge herzlich freuen werde.«

Das war doch sonnenklar, Vetter Leinz mochte noch so entschieden das Gegenteil behaupten! Es hieß nicht mehr

und nicht weniger als: »Geh du deine Wege, wie ich die meinigen gehe!«

Als schlangensterrende Medusa stand nun die junge Frau vor dem Spiegel, als Jetti, ihr Mädchen, ein buntprächtiges Chamäleon hereinführte. Es war Vetter Leinz, der bevorzugte Maler schöner Frauen.

Er blieb unter dem hellen Türbehang stehen und rief: »Unheimlich schön!«

Über Ninas Gesicht flog ein Lächeln der Freude.

»Hat dir Franz das Kostüm entworfen?«

Nina wendete halb den Kopf und antwortete spöttisch: »Als ob er seiner Würde so sehr vergessen könnte!«

»Wenn's für dich ist!«

»Bist du naiv!« entgegnete sie mit scharfem Lachen.

Da wußte Rudolf Leinz, daß sich die Wolken noch nicht verflüchtigen wollten. »Ich glaube, du kennst Franz trotz eures dreijährigen Zusammenlebens noch recht wenig,« sagte er vorwurfsvoll. »Er ist der beste Mensch auf der Welt und hat ein so anhängliches Gemüt wie wenige.«

»Er beweist es mir ja täglich!«

»Nina!« bat Leinz bekümmert.

»Warte nur seine Antwort auf meinen nächsten Brief ab, in dem ich ihm die gerichtliche Lösung unserer Ehe anbieten werde.«

»Nein, das wirst du nicht tun!« rief der Maler außer sich.

Sie trat vor ihn hin und bohrte ihre aufflammenden Augen in die seinigen. »Glaubst du, ich gehöre zu jenen Frauen, die sich so allgemach, gewissermaßen auf Umwegen abschütteln lassen, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist?«

»Franz ist deiner nicht überdrüssig, will dich nicht abschütteln! Daß sein Betragen sonderbar ist, gebe ich ja zu, und hättest du es erlaubt, so würde ich ihn längst zur Rede gestellt haben. Ich setze aber nur ein Mißverständnis voraus und —«

»Darum müßte ich wissen!«

»Das ist nicht gesagt.«

»Das ist nicht gesagt? Bei einem solchen Egoisten!«

»In gewissem Sinne ist jeder Künstler selbstsüchtig. Er muß es sein, denn er unterstellt seiner Kunst alles, auch das eigene Behagen. Tut er's nicht, so leidet seine künstlerische Entwicklung not.«

Was Leinz aber auch ins Treffen führen mochte, es blieb ohne Wirkung.

— — — — —

Das Fest stand auf seinem Höhepunkte, der Rausch des Mumenschanzes hatte auch die Ernsten, die Älteren ergriffen, und prickelnde Witzreden schwirrten wie Leuchtkugeln durch die in das Brillantfeuer elektrischer Lichtfluten getauchten Säle.

Wie verstimmt auch Nina Wels gekommen war, sie erlag schließlich doch der Ansteckung, die von den übermutstollen Männlein und Weiblein ausging. Sie wurde fortgerissen von der sprühenden Lust ringsum, vom Humor, vom Witz und Geist, deren Gaben verschwenderisch ausgestreut wurden, fortgerissen auch von dem wogenden Formen- und Farbenmeer, das seinen Zauber vor ihr entfaltete. Sie machte schließlich mit, sie überbot sich gar an launigen Einfällen. Das bunte Treiben wurde ihr zum Ventil, das der künstlich niedergehaltenen Erregung der beiden letzten Wochen einen Ausweg gewährte.

Rudolf Leinz beobachtete sie kopfschüttelnd.

War das herzloser Leichtsinn oder die verzweifelte Fröhlichkeit jener, die jauchzend und jubilierend dem Abgrunde entgegentanzen, den sie sich wahngespornnt selber gruben?

Er kannte die Frau seines Veters zu wenig, um sich ein Urteil zu bilden.

Aber er wollte sie kennen lernen! —

Ein von Straußen gezogener Rosenwagen wurde kurz vor der großen Pause in den Saal gefahren, umgeben von weißgekleideten Genien. Einige Pierrots, die Nina seit einer längeren Zeit schon umschwirrten, schlossen jetzt einen Kreis um sie und baten, sie auf ihren Thron heben zu dürfen. Und ehe sie noch antworten konnte, fühlte sie sich schon auf eine riesige Geige gehoben und unter dem

Rufe: »Heil der Geigenkönigin!« nach dem Wagen getragen. Hier richtete einer aus der geflügelten Schar eine kurze Ansprache an sie, sich und seine Brüder in ihre Dienste stellend, dann überreichte er ihr eine Geige, ein wundervolles altes Instrument, dessen Wert den der ihrigen wohl noch übersteigen mochte.

Nina, die ungeachtet ihrer Verblüffung sogleich begriff, daß es sich um eine ihr vom Festkomitee zugedachte Huldigung handelte, zögerte mit ihrem Dank nicht. Stolzerfüllt, mit stärker schlagendem Herzen und schneller kreisendem Blute hob sie die Geige an das Kinn, während der Wagen langsam mit ihr weiterzog. Einige prüfende Striche, dann setzte sie mit voller Kraft ein, umbraust von strömenden Melodien, befeuert von dem Gedanken: »Jetzt gilt's, dein Bestes zu geben!«

Und sie spielte, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gespielt hatte. Ein Schluchzen, ein Singen und Klingen, ein Jubeln und Jauchzen stieg aus den Saiten des Instruments hervor, daß es ihr selbst bald wie Eis, bald wie glühendes Entzücken durch die Adern rann.

Als Ninas Vortrag beim Stillestehen des betäubende Wohlgerüche aushauchenden Gefährtes an seinem Ausgangspunkte jäh abbrach, sprach ihr der Genius, der die Begrüßungsrede gehalten, im Namen der gesamten Münchener Künstlerschaft seinen Dank aus. Die Pierrots mit der Riesengeige standen bereit, sie wurde wieder darauf gehoben und in der gleichen Weise wie vorhin in

den Speisesaal und an die Tafel des Komitees getragen, wo ihrer ein mit Blumengewinden umflochtener Ehrensitz wartete.

Die Tafelgenossen erhoben die Sektkelche, die hell zusammenklangen unter dem Rufe: »Heil der großen Geigenkönigin!«

Wer an den übrigen Tischen saß, wer sich zwischen ihnen bewegte, stimmte ein in diesen Ruf, und Nina, durchströmt von einer stolzen Freude, einem Triumphgefühl wie nie zuvor, neigte sich dankend nach allen Seiten.

Sie besaß den höchsten Schatz, der Menschen werden kann: die Kunst, die Herz und Sinne bestrickende Kunst — der Töne! Was blieb ihr noch zu wünschen?

»Tanzen und spielen tust, feiern und umeinander tragen laßt di, dein' Mann aber hat 's Unglück beim Krawattl packt! — Schamst di net, du!« zischelte es schadenfroh in ihre überschäumende Siegesfreude, in ihren Künstlerjubiläum hinein.

Mit einem hastigen Ruck wendete Nina den Kopf, durch das Gewühl der ab und zu strömenden Masken schob sich eilig die in graue Lumpen gehüllte gebückte Gestalt eines alten Weibes, das an einer Krücke humpelte.

Was war das? Franz sollte im Unglück sein — fern von ihr?

Der Kopf wirbelte ihr.

Hatte sie nur das Gezischel der Bosheit, des Neides

vernommen, das ihr den eben erlebten Triumph vergällen wollte? Aber sicher, es war nichts weiter, es konnte nichts weiter sein! Wie es auch stand zwischen ihrem Mann und ihr — ein Unglück hätte er ihr doch nicht verschwiegen!

Oder — sollte es plötzlich über ihn gekommen sein, konnte sie es noch nicht wissen? Wie aber wußte es dann die häßliche Sorgengestalt an der Krücke?

Der Gemütserschütterung folgte eine stachelnde Unruhe. Mit starrem Lächeln saß Nina an der Tafel, nahm sie die Liebenswürdigkeiten der Komiteemitglieder auf. Sie plauderte zwar auch, doch nur mechanisch, und ihr Auge glitt immer wieder durch den Saal auf der Suche nach Leinz. Er war nicht zu sehen, und in seiner auffallenden Maske hätte sie ihn sicher bald gefunden.

Fast vier Uhr wurde es, als er endlich hinter ihrem Rosensitze austauchte, sie erlösend aus einer namenlosen Pein.

»Willst du heimfahren, oder bleibst du noch?« fragte Leinz.

Die junge Frau stand sofort auf, ohne auf die stürmischen Proteste der Tafelgenossen nur zu antworten. Sie vernahm sie kaum, beherrscht von dem einzigen Gedanken: Franz im Unglück!

An Rudolfs Arm und geleitet von mehreren Komiteeherren durchschritt sie den Saal und stieg die breite Steintreppe hinunter. Der Wagen kam auf den Ruf eines Dieners vors Portal, Ninas Geduldprobe war aber

damit noch nicht zu Ende. Ihre Begleiter dankten ihr nochmals für den Genuß, den sie den Festgästen bereitet hatte, eine neue Flut liebenswürdigster Schmeicheleien rauschte über sie hin.

Endlich klappte der Wagenschlag, und die Pferde zogen an.

»Weißt du, daß Franz im Unglück ist — weißt du, was ihm zugestoßen ist, ob er krank oder was es sonst ist?« stieß sie angstvoll heraus und preßte die Hand ihres Begleiters.

»Seit wann leidest du an Halluzinationen, Frau Nina?« versetzte er scherzend.

Mit hastigen Worten berichtete sie ihm ihr Erlebnis mit dem Weib an der Krücke.

Da sagte er mit einem zwar nur flüchtigen, doch merkbaren Zögern: »Aber ich bitte dich — was wird es sein? Ein Schabernack, den eine Konkurrentin, eine Neiderin dir spielen wollte — vielleicht aber auch bloß ein Dummerjungenstreich. Mir wenigstens ist nichts bekannt. Die letzte Karte von Franz war ganz munter, die fällige läßt freilich länger auf sich warten als sonst, doch scheint mir das eher ein gutes als ein schlechtes Zeichen zu sein. Wem es übel geht, der schreibt.«

»Es kommt auf den Charakter an. Franz ist anders als andere. Es mag ja töricht sein, aber ich bin in schwerer Sorge. Wie eine Hexe wirkte das abscheuliche Weib auf mich, als es so eilig davonhinkte.«

Rudolf Leinz lachte. »Du bist doch sonst nicht so schreckhaft!«

»Nichts weniger als das, aber ich kann mir nicht helfen —«

»So schicke eine Depesche nach Nervi.«

»Weiß ich denn, ob Franz mir die Wahrheit berichtet? Er ist mitunter so sonderbar, und in der letzten Zeit vor unserer Trennung konnte ich öfter ein gewisses Mißtrauen an ihm beobachten.«

»Nun, krank ist er nicht, dessen bin ich sicher. Wann solltest du wieder Nachricht von ihm haben?«

»Am Freitag.«

»Also übermorgen. — Warte sie zunächst einmal ab, dann wird sich ja zeigen, was ist.«

»Sollte ihm wirklich ein Unglück begegnet sein, wüßte ich dann gar nichts, hätte aber zwei kostbare Tage verloren. Darum denke ich, das beste wird sein, ich fahre selbst nach Nervi.«

»Aber bedenke doch, daß sich das kaum paßt, wenn man — die Scheidung einleiten will,« erwiderte Leinz spöttisch.

»Das ist eine Sache für sich, und in einem solchen Fall kommt sie schon gar nicht in Betracht.«

»Ich verstehe wirklich nicht, wie du ein dummes Maskengeschwätz so tragisch nehmen kannst!«

»Ich verstehe es auch nicht, aber es ist nun einmal so — und so bleibt es bei der Reise.«

Der Wagen bog in die Leopoldstraße ein, in der sich Ninas Wohnung befand, und die junge Frau bat: »Komm mit, Rudolf, und hilf mir ordnen. Ich muß manches verschließen und meinen Koffer packen.«

»Aber —«

»Sag nichts mehr dagegen! Ich würde schon mit dem ersten Zug fahren, müßte ich nicht auf der Bank Geld erheben.«

»Diesen Gang kannst du sparen. Ich bin zufällig bei Kasse und strecke dir vor, was du brauchst,« erbot sich der Maler.

»Danke. Ich will eine bedeutende Summe mitnehmen — für alle Fälle, denn man weiß nicht, wie man sie braucht.«

Der Wagen hielt, und die verschlafenen dreinschauende Jetti machte ein äußerst verblüfftes Gesicht, als ihre Dame ihr erklärte, an Schlaf sei für diese Nacht nicht mehr zu denken. Sie mußten sofort ans Packen gehen. »Vorher aber kochst du rasch für uns einen starken Kaffee und bringst alles herbei, was sich Eßbares im Hause findet.«

Dabei schob sie dem Mädchen ein Fünfmärkstück in die Hand als Entschädigung für den Raub ihrer Nachtruhe.

»Und jetzt an die Arbeit!« setzte sie zu dem Vetter gewendet hinzu.

»In diesem wundervollen Kostüm?«

Auf den Lippen der jungen Frau erschien ein mattes Lächeln, als sie mit der Hand über die Stirn streichend sagte: »Natürlich werde ich mich zuvor umkleiden, ich dachte nur im Augenblick nicht daran. Bitte, sieh inzwischen den Fahrplan nach — er hängt im Vorzimmer.«

»Du solltest ein paar Stunden wenigstens schlafen!«

»Dazu habe ich im Zuge Zeit genug. Wenn aber du müde bist —«

»Mir kommt's auf eine durchwachte Nacht nicht an.«

Als Nina eine Viertelstunde später in einem grauwollenen Schneiderkleide wieder erschien, wurde sie von Rudolf mit der Bemerkung empfangen, daß um zehn Uhr ein direkter Schnellzug abginge.

»Das paßt mir — ich danke.«

Zimmer für Zimmer wurde vorgenommen, dabei gab es für den Maler jedoch nichts weiter zu tun, als die seiner Obhut bestimmten Schlüssel zu den Schränken und Truhen in Empfang zu nehmen, in denen die junge Frau alles einschloß, was sie an Werkstücken besaß.

»Kann ich dir denn sonst gar nichts helfen?« fragte er nach einer Weile.

Nina schüttelte den Kopf. »Du hilfst mir durch dein Hiersein,« antwortete sie. »Es bannt wenigstens einigermaßen die mich verfolgenden unheimlichen Gedanken. Verzeihe nur, daß ich dich aus so selbstsüchtigen Gründen des Schlafes beraube.«

»Im Gegenteil, ich freue mich, wenigstens zu etwas nütze zu sein. — Was sind denn das aber nur für unheimliche Gedanken?«

Ein brennendes Rot breitete sich jählings über ihre Wangen, kroch die Stirn hinan. Leise, zögernd antwortete sie: »Ich fürchte — das heißt ich denke — seine Nervosität könnte um sich gegriffen, bedenkliche Erscheinungen hervorgerufen haben —«

»Heißt im ehrlichen Deutsch: Du fürchtest, Franz könnte verrückt geworden sein?«

Nina umging eine direkte Antwort und sagte stockend: »Denke doch an die absonderliche Art seiner einstigen Werbung, denke an das Mädchen von San Hilario, an unsere Lebensführung in den beiden Jahren unseres Beisammenseins. Wie er es trieb, wie sonderbar er war, habe ich dir ja erzählt.«

»Das hat nichts zu bedeuten, Bäslein,« meinte Leinz beruhigend, denn quälende Angst sprang aus jedem ihrer Züge. »Wie ich schon gesagt habe, Franz stand und steht vielleicht noch heute im Bann einer großen Idee, die sich nicht klar und fest gestalten wollte. Darum hatte er keine Ruhe, darum wollte er niemand sehen, nichts hören — die Scheu vor der Ablenkung, vor dem Eingreifen der Außenwelt in die seiner Gedanken. — Nein, krank ist er nicht, eher vermute ich Geldsorgen.«

Nina sah sehr verwundert aus bei dieser Eröffnung. »Daran habe ich noch mit keinem Gedanken gedacht, und

ich glaube das auch am wenigsten. Er ist anspruchslos und sparsam. Auch erhalte ich mein Geld pünktlich an jedem Ersten.«

»Auch jetzt noch?«

»Ja.«

»Und doch bleibe ich bei meiner Vermutung.«

Nina blieb einige Augenblicke still, ehe sie antwortete: »Ich kann mich ihr nicht anschließen. Franz war so nervös —«

»Also, dann sollst du alles erfahren, was ich weiß. Mit Onkel Edelmeyer soll es — das bleibt aber unter uns — sehr schlecht stehen, und Tatsache ist, daß der alte Herr das letzte Mal, da ich ihn gesehen, sehr sorgenvoll war. Er hat große geschäftliche Verluste gehabt. Ob der Zusammenbruch der Fabrik noch abwendbar ist, erscheint sehr fraglich, und so dürfte er gegenwärtig kaum in der Lage sein, die Franz ausgeworfene Rente weiterzuzahlen.«

In Ninas Augen strahlte es auf. »Wenn das alles wäre, welch ein Glück!« rief sie tief atmend.

»Na, das Glück wäre doch recht mäßig!«

»Ist die Gesundheit nicht unvergleichlich mehr wert? Zudem brauchen wir die Rente ja gar nicht. Franz hat ein kleines Vermögen, ich habe ein ganz ansehnliches Bankdepot, und wir können beide tüchtig verdienen. — Hättest du's doch gleich gesagt, statt mich in dieser Angst zu lassen!«

»Ich wußte nicht, wie du es aufnehmen würdest.«

Ein finsterer Schatten überflog ihr Gesicht, und sie rief heftig: »Du — das ist eigentlich eine Beleidigung! Ich habe Franz doch nicht wegen seiner Rente geheiratet!«

»Das hab' ich auch nicht behauptet —«

»Na, viel besser war das, was du soeben sagtest, nicht!«

Leinz zuckte die Schultern. »Die Verhältnisse liegen eben heute ganz anders als vor drei Jahren, ihr steht nicht mehr, wie ihr damals zusammen gestanden habt.«

»Eine Verstimmung — nichts weiter, die sich augenblicklich ausgleicht, wenn ein bedeutungsvolles Ereignis eintritt! Und bedeutungsvoll wäre ja der Verlust der Rente, nur meine ich, daß er eher eine glückliche, als eine unglückliche Bedeutung hätte.«

»Das ist eine überraschende Auffassung!«

Nina schüttelte den Kopf. »Gar nicht so überraschend, wie es scheinen will,« widersprach sie lebhaft. »Gezwungen, ans Verdienen zu denken, werden sich seine Schrullen verlieren, wird Franz das Gespenst von San Hilario laufen lassen, sich mit seiner letzten wunderbaren ›Verheißung‹ begnügen, sie an die Öffentlichkeit bringen und mit einem Schlage ein ganz Großer sein!«

»Du marschierst in flottem Tempo!«

»Hättest du das Bild gesehen, so würdest du dasselbe sagen — es ist von überwältigender Wirkung!«

»Und du glaubst, daß Franz auch gleich einen Käufer dafür findet?«

»Das weiß ich nicht, und es ist mir auch gleichgültig. Verkauft er vorerst weder dieses noch ein anderes, so leben wir eben von dem, was ich verdiene.«

»Das wird er nicht wollen.«

»Nein, ich werde wohl Mühe haben, ihn zur Vernunft zu bringen, aber ich setze es schon durch. Daß er so wurde, liegt zum Teil auch an mir, ich hätte schon damals, als wir zusammen in Nervi waren, meinen ganzen Einfluß aufbieten sollen, um ihn von dem Unsinn loszueisen. Ich habe mich aber anstecken lassen von seinem Wahn. Übrigens werde ich noch vor meiner Abreise dem Robitschek mitteilen, daß ich nächste Woche die Unterhandlungen wegen der vorgeschlagenen Konzertreisen aufnehme.«

»Nichts überstürzen, Nina! Ich würde erst Franz hören, ehe ich mich bände,« warnte der Vetter.

»Ich binde mich nicht, will aber auch nichts versäumen,« antwortete sie, entflammt für den Plan, der ihr bedeutende Einnahmen in Aussicht stellte. —

Fünf Stunden später stand Rudolf Leinz in der Ausfahrthalle des Bahnhofs. Mit lächelnder Miene schaute er dem Schnellzuge nach, der Nina Wels nach Genua entführte.



Mit ängstlich klopfendem Herzen ließ Nina die freudige Begrüßung des lebhaften Signor Amati über sich ergehen, als sie am anderen Tage das Hotel Colombo in Nervi betrat, in dem sich ihr Mann auch diesmal wieder häuslich eingerichtet hatte.

Wels war wie immer, solange die Sonne am Himmel stand, oben an der Arbeit. Einen fleißigeren Pittore hatte Herr Amati noch in seinem ganzen Leben nicht gesehen, er gönnte sich keine Erholung, keine Ruhe, und das Gemälde — wunderbar — überirdisch — unvergleichlich! Wenn es seinen Schöpfer nicht weit über die Grenzen Europas zu einem berühmten Maler machte, dann verstand die Welt nichts mehr von Kunst und Malerei. Die Signora käme wohl, es zu sehen, ehe es verpackt und fortgeschickt würde?

Nina verging fast vor Ungeduld bei dem hastigen Geplauder ihres alten Freundes, den sie durch eine Unterbrechung nicht kränken mochte. Als aber der Redestrom beim Treppensteigen stockte, fragte sie, ob ihr Mann trotz der vielen Arbeit gesund und munter wäre.

Die heilige Jungfrau und die lieben Heiligen seien gepriesen, Signor Wels wußte nicht, was Unwohlsein oder üble Laune war. Überhaupt genossen die deutschen Künstler einer besonderen Gnade, sie hielten mehr aus als alle anderen.

Dabei öffnete der Hotelbesitzer ihr die Tür eines fast saalartigen Raumes. Drei Personen waren drinnen. Eine

strickende Alte, Franz Wels, der, auf einer Treppenleiter rittlings sitzend, an einem Gemälde von etwa drei Meter Höhe arbeitete, und auf einer teppichumhangenen Kiste wie auf einem Throne der Schönheit ein junges Mädchen, eine liebreizende, strahlende Erscheinung.

Das Herz der jungen Frau schlug heftig. Sie war so aufgeregt, daß sie kaum hörte, als der Wirt schmetternd rief: »La signora!« Vor ihren Augen lag ein Schleier, sie sah nur schattenhaft, wie ihr Mann heruntersprang von seinem Sitze; wie die beiden Frauen sie neugierig betrachteten.

»Nina mia!« rief Wels und umschlang sie, küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Wangen. »Nina mia! Nina mia!«

Und den Arm unter den ihrigen schiebend, führte er sie im weiten Bogen um das auf dem Boden aufstehende Gemälde und gab ihr dicht an der jenseitigen Wand ihren Platz, daß sie die ganze Leinwandfläche mit einem Blicke zu überschauen vermochte.

Aus strahlendem Ätherblau, in einem Halbkranz musizierender Engelchen schwebte in duftigen Schleiern, getragen von goldig durchleuchteten Flügeln die fackelschwingende »Verheißung« zu der tief unter ihr grünenden Erde. Es war das Mädchen auf der Kiste, durchgeistigt, idealisiert und doch kenntlich auf den ersten Blick.

Mehrere Minuten stand Nina Wels wortlos vor der neuesten Schöpfung ihres Mannes, und als sie sich zu

ihm wendete, ihm still die Hand gab, standen ihr die Augen voll Tränen der Freude.

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

»Du hast recht gehabt, Franz, als du dich weigertest, die Vorgängerin dieser ›Verheißung‹ in die Welt zu schicken. — Ist sie das Mädchen von San Hilario?«

»Ja — Giulietta Zerbi ist das Kind einer genuesischen Brezelverkäuferin, die Alte hier ihre Großmutter, die ich mit ihr hier im Hause eingemietet habe.« Und ihre beiden Hände in die seinen fassend, fuhr er fort: »Und was bringt dich in das verabscheute Nervi, du meine schöne Königin?«

Und als sie ihren geflüsterten Bericht beendet hatte, rief er froh: »Gerade das Gegenteil ist wahr, Nina — ich sitze dem Glück im Schoße wie nie zuvor. Die Rente ist allerdings verloren —vielleicht für immer, denn der arme Onkel weiß es selbst noch nicht. Doch das ist jetzt belanglos. — Sei gütig zu Giulietta — willst du? Sie ist ein liebes, ein braves Kind!«

Ein Händedruck Ninas, begleitet von einem freundlichen Blick auf das junge Mädchen, versprach es ihm.

»Und gesegnet sei das ›Weib an der Krücke‹, das dich mir wieder in die Arme geführt hat!« jubelte er jetzt und hob sein junges Weib in die Höhe — seiner ›Verheißung‹ entgegen.